

Sonntag, 13. März 2005 - 14.50 bis 15.00 Uhr

SWR 2 - Blick in die Zeit

Der schwierige Weg zu einem christlich-jüdischen Miteinander

Meinrad Walter

Wer das Freiburger Münster durch die große Vorhalle unter dem "schönsten Turm der Christenheit" betritt, der kann sie sehen, wenn er nur ein paar Schritte vor dem mächtigen rechten Portal nach oben blickt. Sie jedoch sieht ihre Betrachter nicht, denn ihr sind die Augen verbunden. Die "Synagoge" als Frauengestalt, ein Sinnbild des Judentums und zugleich Gegenbild zur Kirche, wird in der "christlichen" Kunst oftmals blind dargestellt. - Wie gefährlich kann eigentlich Schönheit sein? Die etwa dreihundert Figuren der Freiburger Portalhalle, vor 700 Jahren in Stein gehauen, im 19. Jahrhundert dann farblich gefasst und in den letzten Jahren umfassend restauriert, sind eine nicht verbale, sondern „monumentale Theologie“. sie zeigen die christliche Hochschätzung des Judentums ebenso wie dessen Abwertung. Hochschätzung spricht aus diesem Bauwerk, weil so viele Gestalten des Alten Testaments dargestellt sind: Mose und Abraham, König David und zahlreiche Propheten, Johannes der Täufer und die Gottesmutter Maria, die ja einmal ein jüdisches Mädchen war. Die alttestamentlichen Figuren erscheinen in hellem Licht, weil sie theologisch auf Christus bezogen sind. Und Christus wiederum, die Erfüllung, ist ohne dieses Ensemble der Verheißung nicht verstehbar. Wenn da nur die Augenbinde und das zerbrochene Zepter der Synagoge nicht wären! Die blind dargestellte Synagoge zeigt, wie sehr - bei aller Hochschätzung - der jüdische Eigenwert ausgeblendet wurde. Weder die katholische und die protestantische Theologie noch die christliche Kunst hatten dafür einen Sinn. Erst in den letzten Jahrzehnten kam ein Umdenken in Gang. Dabei wurde auch Jesus als Jude neu entdeckt: als Mensch seiner Zeit, seines Landes und seines Volkes.

Die um das Jahr 1300 geschaffene "Synagoge" mit den verbundenen Augen - sie steht in einer Reihe mit den törichten Jungfrauen - ist ein Denkmal des christlichen Antijudaismus. Antijudaismus ist die theologisch motivierte Abwertung der jüdischen Religion. Diese Hal-

tung ist sozusagen "inter-religiös unmusikalisch", und sie profiliert das Christentum auf Kosten des Judentums. Gelegentlich sehe ich die Münsterbaumeisterin. Soll ich sie fragen, ob man die Synagoge nicht auch theologisch restaurieren und von ihrer Augenbinde befreien könnte? Aber das wäre wohl nur gut gemeinte Bilderstürmerei. Im jüdisch-christlichen Dialog muss es vor allem um die "wirkliche", um die heutige Synagoge gehen. Sie steht in Freiburg nur ein paar Schritte vom Münster entfernt. Doch wie viele Christen waren schon einmal in einer Synagoge?

Künstlerischer Antijudaismus früherer Epochen ist ein "Denkmal" - im wahrsten Sinne des Wortes: wenn ein Denkmal heute zu denken gibt, ist das besser, als wenn wir solche Aspekte der christlichen Tradition übersehen oder bemänteln. Und das Denkmal hat auch etwas von einem Mahnmal. Die steinerne „Synagoge“ sagt mehr, als der Steinmetz von damals in sie hineinlegen wollte. Ihre Darstellung verrät auch etwas von christlicher Blindheit gegenüber dem Judentum und von einer tief sitzenden „Israel-Vergessenheit“ in Kirche und Theologie. Und die Skulptur der Synagoge erinnert zugleich an die alte Freiburger Synagoge, die in den frühen Morgenstunden des 10. November 1938 in Flammen aufging. Sicherlich wurden auch an diesem Morgen auch aus christlichen Mündern Psalmen gebetet und gesungen. Die Feuerwehr der Stadt war zwar zur Stelle, aber sie bekämpfte den Brand nicht. Zu viele getaufte und gefirmte Christen haben damals weggeschaut oder mitgemacht. Das haben auch die Kirchen inzwischen erkannt. Auch der religiös motivierte Antijudaismus der NS-Ideologie mit ihrem antisemitischen Rassenwahn in die Hände gearbeitet. Man denke nur an den späten Martin Luther mit seinen zündenden Worten: "... daß man ihre Synagogen verbrennen" soll. Dietrich Bonhoeffers Forderung von 1935 „Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen“ - sie fand nur bei wenigen ein Echo; in Freiburg bei Gertrud Luckner, die nach jener Pogromnacht - in erzbischöflichem Auftrag übrigens - Juden versteckte und dafür selbst ins KZ kam. Es gab Lichtgestalten dunkelster Zeit. Aber es waren zu wenige.

Vor genau 40 Jahren hat die katholische Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil ihr Verhältnis zum Judentum neu definiert. In der richtungweisenden Erklärung "Nostra aetate" wird die Erwählung des jüdischen Volkes anerkannt und bekräftigt, alle Formen von Anti-

semitismus werden mit höchster kirchlicher Autorität verurteilt, und über die Schuld an Jesu Tod wird sehr differenziert gesprochen. Regelrecht verboten ist es seither, die Juden als von Gott verworfen oder verflucht darzustellen. Der neue (christliche) Bund setzt den alten (jüdischen) nicht außer Kraft. Auf der Grundlage dieser radikalen Neubesinnung wurde auch die Karfreitagsbitte für die Juden neu formuliert. Vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil beteten Katholiken im an Karfreitag „von oben herab“ für die treulosen und „ungläubigen Juden“: Gott solle „den Schleier von ihrem Herzen wegnehmen“ – womit wie wieder bei der blinden Synagoge sind –, damit sie endlich Jesus Christus erkennen. Heute beten die Christen darum, dass Gott die Juden in der „Treue zu seinem Bund“ und in der „Liebe zu seinem Namen“ bewahre. Eine organisierte christliche Mission an Juden ist auf dieser Grundlage nicht mehr denkbar! Christen und Juden gehen auf verschiedenen Wegen, aber doch gemeinsam hoffend, auf ihr Ziel zu. Diese Einsicht hat auch der gegenwärtige Papst mit seinem Besuch in der römischen Synagoge und mit seinem Gebet an der Klagemauer in Jerusalem eindrucksvoll bekräftigt. Insbesondere sein Schuldbekenntnis für religiös motivierten Judenhasse erregte großes Aufsehen. Mit der neuerdings wieder formulierten Parallelisierung der Shoa mit Abtreibung ist er weniger gut beraten.

Das christlich-jüdische Gespräch zählt heute zu den spannendsten Aspekten dieser beiden Religionen. Es umfasst viel mehr als nur trockene Theologie, zum Beispiel auch die Musik. Was wäre die Kirchenmusik ohne die jüdischen Psalmen? Doch erst in neuer Musik wird ihr jüdisch-orientalischer "Grundton" wieder hörbar – bei den Komponisten Dieter Schnebel etwa oder bei Oskar Gottlieb Blarr und Heinz Martin Lonquich. Heute Abend erklingt im Freiburger Münster Johann Sebastian Bachs Johannespassion. Insbesondere diese großartige Barockmusik von Leid und Leidenschaft ist in die Kritik geraten. Träufelt Bachs Musik ihren Hörern auch heute noch Antijudaismus ins Ohr – um so gefährlicher, weil in schöne Klänge verpackt? Hier sind Wort und Ton zu unterscheiden. Im Text sind Bachs Passionsmusiken genau so antijüdisch wie die neutestamentlichen Evangelien. Wenn etwa im Johannesevangelium pauschal von den Juden als Gegnern Jesu die Rede ist, dann ist das historisch allzu vereinfachend gezeichnet. Es spiegelt aber die Konfliktgeschichte, den „Bruderzwist“ zwischen Juden und Christen zu

neutestamentlicher Zeit. Der Leipziger Thomaskantor Bach hat das nicht korrigiert, sondern als Möglichkeit zu musikalischer Dramatik genutzt. Antijudaismus lag ihm vermutlich fern; und auf der entscheidenden Ebene des Glaubens, wo es um die Aneignung der Passion geht, kommen die Juden in Bachs Musik gar nicht vor. Das ist in gewisser Weise auch gut - bei Telemann etwa kommen sie nämlich vor und werden als "Gottesmörder" titulierte. Sollte dieses Wort in einer Kirche heute noch erklingen dürfen?

In Bachs Musik begegnet uns heute das *Nebeneinander* von Christen und Juden. Zu oft war es ein Nebeneinander in Gleichgültigkeit - und nur wenige haben überhaupt bemerkt, wie dieses Nebeneinander dem feinseligen Gegeneinander den Boden mit bereitet hat.

Aber wer war schuld an Jesu Tod? Historisch gesehen eine unheilvolle römisch-jüdische Allianz. Johann Sebastian Bachs Antwort heißt, hochtheologisch mit den Worten von Paul Gerhardt: "Ich, ich und meine Sünden!". "Was schlägest du mich?" sagt Jesus im Evangelium. "Wer hat dich so geschlagen?" wiederholt die erste Choralstrophe, und die zweite antwortet: "Ich, ich und meine Sünden". Die Choräle dürfen nicht überhört werden, wenn vom antijüdischen Potential in Bachs leidenschaftlich dramatischer Passionsmusik geredet wird.

Fasziniert von Bachs Musik war zum Beispiel auch Edith Stein. Sie wurde Christin, ohne ihrem jüdischen Volk die Solidarität aufzukündigen. Als Jüdin, christlich gewordene Jüdin, wurde sie 1942 in Auschwitz-Birkenau ermordet. Ihr ist seit einigen Jahren im Freiburger Münster ein Fenster über der Sakristeitür gewidmet. Und ein paar Schritte hinter dem Freiburger Münster steht das Haus, in dem der jüdische Religionsphilosoph Franz Rosenzweig als Student wohnte. Nach ihm und nach Martin Buber ist die "Buber-Rosenzweig-Medaille" benannt, die jedes Jahr zur jüdisch-christlichen "Woche der Brüderlichkeit" verliehen wird. Heute geht die Woche der Brüderlichkeit zu Ende. Rosenzweig wich der entscheidenden Frage nicht aus: War Jesus der Messias oder nicht? Und er antwortet, indem er die Frage offen hält: "Ob Jesus der Messias war oder nicht, das wird sich zeigen - wenn der Messias kommt." Beide Religionen aber sollen bezeugen, woraus und woraufhin sie leben. Ihre "Wahrheiten" bleiben divergent. Aber zugleich können die Menschen sich begegnen, wenn ihr Handeln sich bewährt.

Im jüdisch-christlichen Verhältnis sind heute alle Aspekte virulent: Spuren des *Gegeneinander* stehen in der Bibel, und wir können diese Verse nicht einfach herausreißen. Die Bibel verbindet Juden und Christen - und sie trennt beide voneinander. Das gilt es nicht nur auszuhalten, sondern in fairer und kritischer Argumentation auszutragen. Der überaus wichtige Satz des Apostels Paulus "Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich" mahnt dabei zu christlicher Bescheidenheit. Dominierend ist bis heute - in der Praxis - immer noch das *Nebeneinander*. Theologisch sind wir zwar weiter, aber zu wenig davon ist eingelöst. Viele Aufgaben warten: in Predigt, Schulunterricht, Erwachsenenbildung. Auch ein kritischer Blick in Gesangbücher tut Not. Wer heute noch singt: „Das Gesetz der Furcht muss weichen, da der neue Bund begann“ (das steht im katholischen Gesangbuch „Gotteslob“) transportiert ein antijüdisches Klischee, mit dem die „Tora“ als starres, furchteinflößendes Gesetz gedeutet wird, nicht als Weisung auf dem Lebens- und Glaubensweg.

Das *Miteinander* wiederum braucht keine Anbiederung. Christen sollen auch Juden nicht erneut symbolisch enteignen, indem sie als Christen Pessach feiern. Das ist unsinnig. Christen sollen aber wissen, warum und auch wie Juden Pessach feiern. Die Spannung zwischen Ostern und Pessach müssen wir aushalten - und zugleich wissen, dass diese virulente Verschiedenheit das Gespräch nicht verhindern muss, sondern zu respektvollem Dialog inspirieren sollte.

Immer noch krankt das christlich-jüdische Gespräch daran, dass es zu sehr eine Sache für Spezialisten geblieben ist. Es darf aber nicht nur in der Sprache der Wissenschaft geführt werden, sondern auch in den Sprachen des Alltags. Und nicht zuletzt in der Sprache der Kunst.